

Zu viele Christen sind wie Thermometer, die nur die Temperatur des Milieus registrieren und signalisieren, in dem sie leben. Indessen müßten sie sich eher wie Thermostate verhalten, die die Temperatur ihrer Umwelt verändern und regulieren.

Erzbischof Roger Etschegaray

Wo stehen wir heute ökumenisch?

Die Ökumene ist heute eine vielfältige Wirklichkeit. Sie ist, wenn sie es je war, längst nicht mehr Sache einer Institution, obwohl erst jüngst das renommierte evangelische Wochenblatt „Christ und Welt“ (22. 1. 71) sich über die geringe Attraktivität der Ökumene beklagte und dabei, wie sich herausstellte, nur die geringe Anziehungskraft der Genfer Zentrale des Ökumenischen Rates (etwa gegenüber dem Vatikan) im Sinne hatte. Genf ist zwar weiterhin der Punkt, an dem sich die meisten ökumenischen Linien schneiden; ja der Ökumenische Rat hat institutionell dazugewonnen: Er hat sich längst von einem Treff des Weltprotestantismus zu einer „gesamtchristlichen“ Organisation weiterentwickelt, seitdem sich die *Orthodoxie* ihm zugewandt hat und seitdem nun auch die römisch-katholische Kirche, ohne es mit einer Mitgliedschaft eilig zu haben, in verschiedenen Einrichtungen und Bereichen mit der Genfer Zentrale kooperiert. Wenn man ehrlich ist, muß man sich sogar fragen, ob die *Orthodoxie* unter sich zu einem Minimum an Kooperation finden würde, gäbe es nicht die verschiedenen Verbindungslinien über Genf, auf denen innerorthodoxe Konflikte nicht nur gelegentlich ausgetragen, sondern auch neutralisiert oder in ihren Wirkungen abgeschwächt werden. Der jüngste Kulissenstreit anlässlich der Tagung des Zentralaussschusses des ÖRK in Addis Abeba (vgl. ds. Heft, S. 126) um die Russisch-orthodoxe Kirche in Nordamerika, der dazu führte, daß die Vertreter Konstantinopels aus Protest gegen das Moskauer Patriarchat und die „ökumenische“ Politik des Metropoliten *Nikodim* der Schlußsitzung fernblieben, ist ein Beispiel dafür. Und selbst manche innerkatholische Schwierigkeit etwa zwischen regionalen Kirchen und Rom bleibt von den Genfer Verbindungen nicht unbeeinflusst. Es gibt heute schon Rückwirkungen etwa der Beratungen der gemeinsamen Studiengruppe Rom—Genf auf die römisch-katholische Kirche, die rein innerkatholisch nicht denkbar wären. Der institutionelle Zugewinn liegt also keineswegs nur darin, daß sich immer mehr kirchliche Gemeinschaften dem ÖRK anschließen (gegenwärtig sind es 252 Mitgliedskirchen), sondern vor allem in der Verdichtung seiner Beziehungen zur *Orthodoxie* und zur katholischen Kirche. Dennoch ist Genf wenigstens seit dem Zweiten Vatikanum nicht mehr der Ort der Ökumene. Diese hat sich inzwischen vielfach verzweigt. Es gibt nicht nur das Einheits-

sekretariat in Rom. Rom selbst ist zu einem Zentrum der Ökumene geworden, gewiß nicht einfach *neben* und noch weniger *gegen* Genf, wohl aber zu einem weiteren Brennpunkt innerhalb derselben Ellipse, die das ökumenische Geschehen umschließt. Roms Ökumenismus erschöpft sich heute weder in innerkatholischer Anregung noch in den Fäden, die zwischen dem Einheitssekretariat und den anderen römischen Ämtern und der Genfer Zentrale hin und her laufen. Die *Beziehungen Roms zu den konfessionellen Weltbünden* haben ein relatives Eigengewicht erlangt. Der bisherige Verlauf der bilateralen Gespräche zwischen Rom und Canterbury, zwischen Katholiken und Lutheranern, zwischen Katholiken und Methodisten haben gezeigt, daß Fortschritte in der Annäherung, vor allem solche des theologischen Gesprächs, auf diesem Wege am ehesten zu erreichen sind. Und die konfessionelle Struktur, wie sie durch die *Weltbünde* vorgegeben ist, schreibt auch dem ÖRK manches Gesetz des Handelns im eigenen Bereich vor. Auch das Eigengewicht der Beziehungen zwischen der römisch-katholischen und den orthodoxen Kirchen ist nicht zu übersehen, selbst wenn hier von einem Dialog im eigentlichen Sinn erst noch wenig die Rede sein kann oder, genauer, der angestrebte Dialog sich einstweilen in Begegnungen und Gesten erschöpft, die gegenseitige Vorurteile, die die tausendjährige Trennung geschaffen hat, an den Spitzen abbauen helfen. Man darf aber auch nicht übersehen, daß der theologische Dialog hier nicht von derselben Dringlichkeit ist, weil Rom von den Orthodoxen im Bekenntnis nur wenig trennt, die Unterschiede und Gegensätze in den Traditionen, Spiritualitäten, Sozialbezügen und politischen Umweltbeziehungen um so gravierender sind. Das besondere Interesse, das Rom den orthodoxen Kirchen beispielsweise anlässlich der jüngsten Weltgebetsoktav entgegengebracht hat, machte wieder einmal auf das ökumenische Eigengewicht der katholisch-orthodoxen Beziehungen aufmerksam: Der Papst nannte die „verehrungswürdigen orthodoxen Kirchen des Ostens“ als einzige Konfessionsfamilie namentlich und bezeichnete die Beziehungen zu ihnen als das Verhältnis einer „fast vollen, aber noch nicht ganz vollendeten *Communio*“ (vgl. die Mittwochsansprache Pauls VI. vom 20. Januar 1971 im „Osservatore Romano“, 21. 1. 71).

Aber die Ökumene hat nicht nur viele Orte und Beziehungsnetze von unterschiedlicher Bedeutung und Zuordnung, sie vollzieht sich auch auf vielerlei *verschiedenen Ebenen*. Die institutionelle Spitze (ob man dabei an Genf oder Rom oder an beide oder an eines der Zwischengeflechte oder an das Vierecksverhältnis Genf-Rom-Konstantinopel-Moskau denkt) ist dabei nur die oberste und zugleich sichtbarste, aber vielleicht nicht einmal die wichtigste Ebene mit den zukunftsreichsten Entwicklungen. Es gibt die Begegnungen zwischen den einzelnen Konfessionsfamilien, es gibt die *regionale und nationale Ökumene*, es gibt die innerprotestantische Ökumene der kontinentalen und nationalen Christenräte und Kirchengemeinschaften. Es gibt in anderer Gestalt auf denselben Ebenen den zwischenkirchlichen Austausch unter Einfluß der katholischen Kirche. Da und dort verdichten sich die katholischen Kontakte zu den anderen Kirchengemeinschaften auf nationaler und regionaler Ebene. In Einzelfällen wie in den Niederlanden gibt es schon die direkte Mitwirkung der katholischen Bischofskonferenz bei den Kirchenräten; anderswo, in den USA und in der Bundesrepublik, geschieht diese Mitwirkung durch ständige Beobachter. Die volle Mitgliedschaft der katholischen Kirche etwa in der „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen“ in der Bundesrepublik wird erwogen. Gewichtiger sind aber die Vervielfältigung der offiziellen und informellen Kontakte und Absprachen zwischen evangelischen Kirchenleitungen und katholischen Bischofskonferenzen. Wer die ökumenische Chronik genau zu verfolgen sucht, kann übrigens feststellen, daß gemeinsame Studien, Begegnungen und Absprachen auch in den Ländern der Dritten Welt, wo auf Grund vergangener und gegenwärtiger Missionsgeschichte das Verhältnis der Kirchen zueinander doppelt schwer belastet ist, zunehmen. Es gibt kaum eine Ausgabe kirchlicher Agenturen aus Übersee, in denen nicht auf solche Begegnungen Bezug genommen wird. Zögernd zwar, aber doch spürbar wächst auch die *Ökumene am Ort*, gibt es gottesdienstliche und außergottesdienstliche Begegnungen zwischen Gemeinden. Da und dort werden lokale ökumenische Kommissionen vorbereitet oder gebildet; die Bildung *lokaler Christenräte* ist in der Bundesrepublik spätestens seit dem Katholikentag in Trier katholischerseits im Gespräch (vgl. Herder-Korrespondenz 24. Jhg., S. 462).

Der theologische Ökumenismus

Neben dem institutionellen Ökumenismus wächst der *informelle*. Beiden Bereichen ist der *theologische* zuzuordnen, der ja nicht nur dort geschieht, wo theologische Fachkommissionen oder Expertengruppen im amtlichen Auftrag ihrer Kirchen oder ökumenischen Instanzen verhandeln, sondern wo sie in Kontakt mit Lehre, Forschung und Verkündigung in den anderen Kirchen theologisch arbeiten. Der Fortschritt ist unter beiden Gesichtspunkten beträchtlich: auch hinsichtlich zentraler kontroverstheologischer Themen wie Amt, Katholizität, Schrift und Tradition, Ehe, Eucharistie. Wenn der *volle* Konsens in all diesen Bereichen noch fern ist, so handelt es sich dabei doch um echte Fortschritte in der Sache und nicht nur um kontroverstheologischen Gedankenaustausch in einem kirchlich und theologisch irenischerem Klima. Daß dabei auch delicate kirchenpraktische Fragen nicht theologisch ausgespart

werden, zeigt u. a. das seit langem vorbereitete Dokument der Gemeinsamen Arbeitsgruppe Rom—Genf über „Gemeinsames Zeugnis und Proselytismus“, das der Zentralausschuß des ÖRK in Addis Abeba ausdrücklich zur Anwendung an Ort und Stelle empfahl (vgl. auch ds. Heft, S. 125). Einen noch bemerkenswerteren Markstein setzt das dieser Tage verabschiedete „Basisdokument“ der gemeinsamen Arbeitsgruppe zwischen Rom und dem Luthertischen Weltbund, über das wir im nächsten Heft ausführlicher berichten werden.

Den *Grad der Ökumenizität heutiger Theologie* zu untersuchen, soweit sie Produkt der Theologie und nicht der kirchenamtlichen Expertengespräche ist, wäre einmal eine Aufgabe für sich. Trotz getrennter konfessioneller theologischer Fakultäten und Lehranstalten, die weiterhin ihre Berechtigung und Notwendigkeit haben, kann man doch jetzt schon feststellen, daß kein zentrales Thema der biblischen und systematischen Theologie mehr rein konfessionell behandelt wird. Der Grad der Ökumenizität mag von Thema zu Thema wechseln; es gibt auch ein Gefälle von Konfession zu Konfession bei vielleicht größerem geschichtlichen Nachholbedarf im katholischen Bereich; doch dürfte die Theologie, sieht man von spezifisch konfessionsbezogenen Fächern einmal ab, ihre strikt konfessionelle Phase hinter sich haben. Vergegenwärtigt man sich beispielsweise das Interesse, das auf evangelischer Seite der Entwurf zu einem „Grundgesetz der Kirche“ gefunden hat, so zeigt sich daran, daß selbst das Kirchenrecht jedenfalls dort, wo es theologisch relevant ist, ökumenischem Gedankenaustausch und zwischenkirchlicher Mitarbeit zugänglich geworden ist. Und wenn beispielsweise ein Theologe vom Rang *Gerhard Ebelings* an einer traditionsreichen Jesuiten fakultät (Innsbruck) Gastvorlesungen zum Thema „Evangelische Fundamentaltheologie“ hält, dann zeigt sich daran, daß allmählich auch konfessionell überhitzte Fächer „ökumenisch“ aufgearbeitet werden (vgl. die Wiedergabe der Vorlesungen in „Zeitschrift für Theologie und Kirche“, 1970, Nr. 4, S. 479—524). Vielleicht ist es gut, gegenwärtig gerade diesen Aspekt ökumenischer Entwicklung herauszustellen, weil er im Tagesgespräch über kirchliches Weltengagement und den sog. „Säkularökumenismus“ unterzugehen droht.

Subjektnäher und universeller

Wie immer man den Zustand der Ökumene als Summe und Struktur der Bewegungen zu zwischenkirchlicher Verständigung und gesamtchristlicher Einheit hin beurteilt, feststeht, daß die Ökumene zwar nur *punktuell* „lebt“, aber doch schon ihren Niederschlag im gesamt kirchlichen Leben findet. Sie ist *subjektnäher* und zugleich *universeller* geworden. Subjektnäher, weil sie nicht mehr durch die ökumenischen Institutionen allein repräsentiert wird, sondern zum Anliegen und wohl auch zur Realität vieler einzelner Christen und Gruppen von Christen in allen Konfessionen (wenigstens in den Kirchen des Westens) geworden ist. Ökumene geschieht heute nicht mehr nur, wenn der ÖRK zu einer seiner Konferenzen oder Konsultationen trommelt, nicht mehr nur, wenn der Papst den ÖRK oder Patriarch *Athenagoras* den Papst besucht, wenn Theologengespräche in Sagorsk, in Leningrad oder in Bossey stattfinden oder wenn sich gemischte Arbeitsgruppen in Zürich oder auf Malta treffen, wenn der ÖRK und der Vatikan gemeinsame Einrichtungen schaffen (Beispiel: SODEPAX) oder an Eigeneinrichtungen sich gegen-

seitig beteiligen (Beispiel: katholische Mitarbeit in der Kommission „Faith and Order“), wenn sich die Kirchenleitungen oder kirchliche Gruppen bei der Ausarbeitung kircheninterner Vorlagen zu theologischen und sozial-ethischen Zeitfragen gegenseitig konsultieren oder sich da und dort zu gemeinsamen Stellungnahmen durchringen (jüngstes Beispiel in Deutschland: die gemeinsame Erklärung der Vorsitzenden der Bischofskonferenz und der EKD zur Mischehenseelsorge) oder im Vorfeld der Amtskirche an gemeinsamen Veranstaltungen sich den gegenseitigen Fragen und den Fragen der Zeit stellen wollen (Beispiel: das geplante Ökumenische Pfingsttreffen in Augsburg 1971).

Ökumene geschieht heute auch dort, wo sich Gläubige aus eigener Initiative zu gemeinsamem Gebet, zu gemeinsamem Studium von *Glaubensfragen*, zu gemeinsamem christlichen Zeugnis zusammenfinden. Ökumene verwirklicht sich heute am Studierpult des Theologen, im (gelegentlichen) Predigeraustausch, in gemeinsam gestaltetem Religionsunterricht, in der kirchlichen Erwachsenenbildung, durch die Feder des Journalisten, in zahllosen informellen Arbeitsgruppen, schließlich auch in den Ehen konfessionsverschiedener Partner, die bewußt und in bester Absicht den Stachel der Spaltung aushalten und das *gemeinsame Bekenntnis* mit *ihren* Mitteln im eigenen Leben und in der Erziehung der Kinder suchen, ohne sich selbst zu einem (unerprobten) Instrument kirchlicher Einigung hochloben zu lassen.

Die Ökumene ist trotz ihrer vorerst bloß punktuellen Realität zugleich *universeller* geworden, sie ist nicht mehr kanalisierbar, weil sie keine bloße Angelegenheit des Amtes, sondern des Kirchenvolkes geworden ist, auch wenn gerade im „Volk“ die Realität hinter den ökumenischen Wünschen herhinkt.

Wägt man nüchtern die Phänomene und Fakten, kann von negativer Bilanz nicht die Rede sein. Wer heute ökumenische Rechenschaftsberichte zu erstatten hat, kann, jedenfalls gemessen an den Verhältnissen noch vor wenigen Jahren, einiges Gewichtiges vorweisen.

Die beklagte Malaise

Doch ist dies nur das Positivsaldo ökumenischer Bilanz; es gibt auch das negative. Man spricht seit längerer Zeit vom Unbehagen an der Ökumene, von Krise, von Malaise (vgl. dazu die jüngsten Ausführungen des deutschen evangelischen Ökumenikers *E. Lange* in „The Ecumenical Review“, Januar 1971 und ds. Heft, S. 126).

Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen: Es scheint angeraten, solche negativen Ausrufezeichen nicht einfach ungeprüft stehenzulassen. In welchen Lebensbereichen spricht man nicht von Krisen! Und je undifferenzierter man davon spricht, um so mehr hilft man mit, ihre Wirkung zu steigern oder gar erst herbeizureden. Um zwei Sachverhalte vorweg zu nennen, die sonst leicht in Vergessenheit geraten könnten:

1. Es kann nicht anders sein, als daß die Ökumene vom allgemeinen Krisenbewußtsein der Zeit mitbetroffen ist. Das ist selbstverständlich. Der Nerv dieses Krisenbewußtseins steckt in der Erkenntnis, wie sehr sich Entwicklungen überall beschleunigen und vervielfältigen und wie wenig angemessen und rechtzeitig wir darauf reagieren können. „Wir“ heißt es im Fall der Ökumene: die Kirchenleitungen und die offiziellen ökumenischen Instanzen. „Wir“ heißt aber auch das Kirchenvolk, das in seiner Gesamtheit

gewiß nicht beweglicher und wendiger ist, als es seine Hirten und Episkopen sind. In Atemnot Entwicklungen nachlaufen und diese nicht einmal genau diagnostizieren können, das kann Unwohlsein im buchstäblichen Sinne erzeugen, um einmal bei der wörtlichsten Interpretation der „Malaise“ zu bleiben.

2. Ökumene ist nicht denkbar ohne Buße und Umkehr: das steht nicht nur im Ökumenismusdekret (Nr. 7); auch der ÖRK versteht sie so. Aber Umkehr, „*innere Bekehrung*“, ist nun einmal nicht etwas, was leichthin vorausgesetzt werden kann; sie fällt schwer, körperschaftlich wie individuell. Ökumene setzt aber, richtig verstanden, solche Bekehrung nicht nur voraus, sondern ist nicht anders denn als Umkehr, als individuelle und körperschaftliche Buße, denkbar. Aufeinander zugehen heißt sich durch den anderen befragen und korrigieren lassen. Paul VI. betonte erst jüngst (in der vorhin zitierten Ansprache vom 20. Januar) diese *Korrekturfunktion* für die Katholiken: Wir sollten von den anderen lernen, unsere religiöse und menschliche Kultur zu vervollkommen und uns hinführen zu lassen zur rechten Toleranz und zur wahren Freiheit. Die Einheit suchen heißt aber nicht nur aufeinander zugehen, es heißt auch, sich in seinen kirchlichen Lebensgewohnheiten und Traditionen (jüngeren und älteren) *gemeinsam* vom Evangelium korrigieren zu lassen. Das heißt aber zugleich am Evangelium festhalten, um es besser zu verstehen.

Paul VI. nannte das eine „eigenartige Position“: einerseits müssen die Gläubigen sich Korrekturen offenhalten („wegen der nicht wenigen zensurierbaren Aspekte an der Geschichte und an der Gegenwart der Kirche“); auf der anderen Seite gelte es am Bekenntnis festzuhalten: aus Verantwortung gegenüber sich selbst, gegenüber dem Evangelium und gegenüber den getrennten Brüdern; also kein bloß pragmatischer, oberflächlicher, simplifizierender *Irenismus*. Dem nicht zu erliegen und sich dennoch ökumenisch aufzuschließen ist eine harte Prüfung. Wer verspürt schon besonderes Wohlsein, wenn er sich ständig Ungewissheiten aussetzen hat, wer, ob Individuum oder Institution, unterzieht sich schon gern permanenter Selbstprüfung bei voller Respektierung des anderen, ohne in Scheinlösungen auszuweichen?

Denken wir nur an unsere eigene innerkirchliche Situation. Wie war es doch vergleichsweise einfach im vorkonziliaren Zustand (wenigstens scheinbar) gefestigter Kirchlichkeit. Und wie schwer tun wir uns jetzt allemal, Schafe und Hirten, Theologen und Laien, der Unsicherheit standzuhalten, die überbordenden Probleme aufzuarbeiten, gelebte Tradition in neue Formen zu überführen, Brüche auszuhalten und dennoch unseres Glaubens froh zu sein? Wie schwer fällt es doch, im Pluralismus der durcheinanderwirbelnden Meinungen im Gespräch zu bleiben? Was wunder also, wenn mit zunehmender Verdichtung und Vervielfältigung ökumenischer Beziehungen auch die Schwierigkeiten in und an der Ökumene wachsen.

Die Schwierigkeiten an der Spitze

Doch neben diesen generellen und bis zu einem gewissen Grad selbstverständlichen Gründen einer beklagten Malaise gibt es spezielle, die als solche sehr ernst zu nehmen sind. An erster Stelle wäre zu nennen: ein merkliches Stagnieren der institutionalisierten Ökumene. Dazu lassen sich mehrere Gesichtspunkte nennen. Der erste und wichtigste scheint immer noch einer zu sein, der weniger die Institu-

tionen in sich als ihr Verhältnis zu den Kirchen und zu den Gläubigen betrifft. Lange spricht von der mangelnden Assimilierung der ökumenischen Dimension durch die Mitgliedskirchen in den Gemeinden. Die Christen lebten in einem Zeitalter der Universalgeschichte noch zu sehr in einem engen „parochialen“ Bewußtsein. Das schaffe enorme *Umsetzungsschwierigkeiten*. Also ein Problem der ökumenischen Zentralen und der Gemeinden zugleich. Sicher nicht bloß ein Problem eines „archaischen Systems religiöser Verhaltensweisen“. Die Probleme der Umsetzung können ein Stück weit auch von den ökumenischen Spitzeninstanzen gemildert werden, die sich in einem ständig labilen Gleichgewicht von Provokation und seelsorgerlicher Einfühlung bewegen müssen. Man kann nicht über die spirituelle *Verfassung der Gemeinden* hinweg Dokumente und Resolutionen produzieren, so bedauerndswert diese Verfassung im einzelnen sein mag. Er kann nur erzieherisch verändernd einwirken.

Lange betont zu Recht gerade diese Dimension als Feld künftiger ökumenischer Bewährung. Hilft es da aber viel, die Aktivitäten an der Spitze ohne strenge Prüfung der seelsorgerlichen Zweckmäßigkeit zu vervielfältigen? Der Ökumenische Rat hat gewiß eine besondere Funktion, Probleme, die sich den Kirchen aus ihrem Bekenntnis oder von der sozialen Umwelt her gemeinsam stellen, als Angebot an die Kirchen aufzugreifen. Solche Angebote verlieren aber bald ihre Sinn, wenn die Mitgliedskirchen sich nur sehr lau oder gar nicht damit identifizieren mögen. Hier ist nicht, was nahe läge, in erster Linie an das Antirassismusprogramm gedacht, sondern auch an die Studienarbeit des ÖRK, an die zahlreichen Konsultationen etwa zu sozialetischen Themen, die vielfach (auf Weltebene, die der ÖRK repräsentiert) in einer solchen Abstraktheit universeller Rede behandelt werden, daß sich die Substanz verflüchtigt hat, bevor der Umsetzungsprozeß überhaupt angelaufen ist. Dem *schöpferischen Willen* ökumenischer Spitzengremien sind da enge Grenzen gesetzt.

Möglicherweise hatte Prof. J. Hamer, der Sekretär des römischen Einheitssekretariates, auch diese Grenzen im Auge, als er aus Anlaß der Tagung des Zentralaussschusses in Addis Abeba in einem Beitrag über die Frage des möglichen ÖRK-Beitritts der römisch-katholischen Kirche auch die Frage einflocht, wieweit der Beitritt Roms einen positiven Beitrag zum pastoralen Leben der Diözesen und Pfarreien erbringen könnte („Osservatore Romano“, 11./12. 1. 71). Rom könnte da (ohne daß wir wissen, ob solches beabsichtigt war,) auf eigene negative Erfahrungen verweisen. Hamer stellte aber auch noch andere präzise Fragen: Welches der Einfluß des ÖRK auf das Denken und die Entscheidungen der Mitgliedskirchen sei? Und welchen realen Anteil die Mitgliedskirchen an den wichtigeren Entscheidungen des Rates hätten? Diese Fragen wären so wohl nicht gestellt worden, hätte man auf Grund der Verhandlungen in der Gemeinsamen Arbeitsgruppe nicht schon konkrete Elemente einer Antwort zur Hand gehabt. *Kommunikationsstörungen* gibt es nicht nur zwischen Rom und den Ortskirchen, sondern auch zwischen dem ÖRK und seinen Mitgliedskirchen. Abgesehen davon, daß sein Einfluß nicht auf verbindlichen Maßnahmen, sondern auf der Solidarität der Mitgliedskirchen beruht, die im genügenden Maß zu erwerben eine wahre Herkulesarbeit darstellt, stellt sich das Problem der orts- und milieugerechten Umsetzung in die konkrete Aktivität der Kirchen. Hier heißt es womöglich Abschied nehmen von Vorstellungen einer Scheinuniversalität. So-

wohl Kardinal *Willebrands* wie *Lukas Vischer*, der Direktor von „Faith and Order“, haben in letzter Zeit wiederholt die Notwendigkeit verstärkter ökumenischer Basisarbeit betont. Dahinter steht zu einem Teil nicht nur die Sorge, den Kontakt mit den Gemeinden, mit dem Ökumenismus am Ort zu verlieren, sondern auch die Erkenntnis, daß die Mehrzahl der an den ökumenischen Spitzen verhandelten Fragen, die strikt theologischen vermutlich ausgenommen, auf nationaler und regionaler Basis besser vorangebracht werden können. Die *Regionalisierung* der Ökumene wird also auch von Genf her ein Stück weit mitbetrieben werden müssen, wenn sich der ÖRK auf die Dauer nicht zu einer sklerotischen Superstruktur umentwickeln will. Die Gefahren des Regionalismus, auf die Lange verweist, mag es auch geben. Doch ist ein Unterschied ob man Arbeitsteilungen von der Spitze oder vom Unterbau her betrachtet.

Damit ist die Frage nach einer strukturellen Reform der Einrichtungen und Zielsetzungen des ÖRK gestellt, in der neu umschrieben wird, nicht nur wie die Führungsgremien zusammensetzen und die verschiedenen Abteilungen zu koordinieren sind, sondern wie das Verhältnis zu den Weltbünden und großen Konfessionsfamilien auf der einen und zu den nationalen und regionalen Christenräten auf der anderen Seite aussehen soll, welche Aufgaben im ÖRK und welche etwa auf kontinentaler Basis für Afrika oder Asien oder in den Ortskirchen anzugehen sind. Gegenüber diesen notwendig gewordenen Reformen in der Ökumene ist die jetzige Strukturreform der Genfer Zentrale mit der Neugliederung in die drei Abteilungen „Glaube und Zeugnis“, „Gerechtigkeit und Dienst“, „Bildung und Kommunikation“ (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 14) mehr als „kaderinterne“ Verwaltungsreform anzusehen, den bisherigen Bemühungen um die römische Kurienreform nicht ungleich. *Visser 't Hooft* hat sie in einem Interview mit den „Evangelischen Kommentaren“ (Februar 1971) als „eine rein praktische Sache“ bezeichnet. Sie sei ohne große theologische Bedeutung, und die Realitäten (er meinte die *Aufgabenstellungen*) blieben dieselben. Ändern müßte sich aber wohl deren *Durchführung*. Erst wenn die Durchführung neu umschrieben ist, dürfte die Frage des *römischen Beitritts* zum ÖRK wirklich aktuell werden.

Bis dahin wird man katholischerseits die Präsenz in der Gesamtökumene wohl eher durch vermehrte Mitarbeit und Koordination auf lokaler und regionaler Basis und durch bilaterale Gespräche mit den großen Konfessionsfamilien verstärken. Denkt man an die beiden Postulate, an die geforderte Regionalisierung und an einen Beitritt Roms, so muß die Gestalt eines künftigen ÖRK völlig offenbleiben.

Die dritte Konfession

Die Ökumene ist aber nicht nur von Anpassungsschwierigkeiten der ökumenischen Institutionen und von der mangelnden Beweglichkeit der Mitglieds- und Lokalkirchen bedroht. Es gibt zwei andere weiterreichende Gefährdungen: die Unsicherheit darüber, was wir eigentlich ökumenisch anstreben: *nur freundliche Koexistenz* bei maximaler Kooperation oder gemeinsames Glaubenszeugnis, das zu *wirklicher Kircheneinheit* führen soll; dann die Gefahr einer bloßen *Umschichtung gegenwärtiger Spaltungen* auf dem Wege der sog. „dritten Konfession“. Beide Gefahren sind bedrängend. Sie könnten manche ökumenische Hoffnungen auf Dauer zunichte machen, zu-

mal eine dritte Gefahr mit diesen parallelläuft oder sich mit ihnen überschneidet: eine an der Unsicherheit der kirchenspezifischen Aufgaben in der Gesamtgesellschaft leidende sog. *Säkularökumene*. Die erste Gefahr wirkt nur untergründig, ist aber durchaus akut. Die Intensivierung der zwischenkirchlichen Kontakte und überkonfessionellen Zusammenarbeit macht sie deutlicher sichtbar: Sind wir in den Kirchen und die kirchlichen Institutionen selbst bereit, den Weg der Einheit als gegenseitige Bekehrung zur Fülle Christi zu gehen, oder hindert uns daran kulturelle Tradition und (trotz freundlicher Achtung der Christen anderer Konfession) liebgewordenes konfessionelles Denken. Während die einen über alle theologischen Hindernisse pragmatisch hinweggehen möchten (z. B. in Fragen der Interkommunion), suchen andere den *Dissens* in Bereichen, wo es ihn gar nicht gibt, jedenfalls in der gegenwärtigen geschichtlichen Situation nicht geben muß: in den theologischen Grundfragen.

Würde aber diese Gefahr den Weg zur Einheit letztlich nur verlängern, könnte ihn die zweite, die der bloßen Umschichtung gegenwärtiger Spaltungen, auf die Dauer vollends verschütten. Ungeduld könnte da tödlich wirken. Der Weg der dritten Konfession, der dahin führen müßte, daß die (aus unterschiedlichen Motiven) ökumenisch Drängenden das langsamere Fußvolk in ihren Kirchen hinter sich lassen und die Solidarität mit ihm aufkündigen, würde genau das bewirken, was Ökumene nicht sein

kann: die Überwindung von Spaltungen durch Spaltung. Ein solcher Weg wäre nicht nur für die Ökumene, sondern auch für die Einzelkirchen gefährlich. Der „pluralistische“ Hintergrund solcher „ökumenischer“ Strebsamkeit und die sehr unterschiedlichen Motive (Gründe des Glaubenszeugnisses hier, „säkuläre“ Gesellschaftsreformen dort bei unklarer gegenseitiger Vermischung) müßten innerkirchliche Auflösungserscheinungen fördern und eine weitere „Versektung“ des kirchlichen Christentums zur Folge haben. Ein intensiveres gemeinsames Engagement für das sog. Humanum und für internationale soziale Gerechtigkeit würde die Ökumene und die Kirchen davor nicht retten. Darum scheint heute den Verantwortlichen in der Ökumene eine zweifache Aufgabe gestellt: Sie müssen einen sichtbaren und konkreten Beitrag zur Artikulierung des spezifisch christlichen Auftrags in der Gesellschaft, ihres Glaubensdienstes, leisten. Sie müssen trotz aller notwendigen sozialen Aktivität die Rückbindung dieser Aktivität an den Glaubensdienst nicht aus dem Auge verlieren und die *theologischen Grundfragen* auf ökumenischer Basis wieder mehr profilieren. Das Wort *Congars* (vgl. „Concilium“, April 1970) von der drohenden „Unkultur“ in der Ökumene bei Vernachlässigung oder auch nur Überlagerung der theologischen Fragen könnte als Stichwort einer radikalen ökumenischen Selbstprüfung dienen. Das wäre auch ein gutes Stichwort für das ökumenische Pfingsttreffen in Augsburg.

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Eine Schweizer Umfrage zur Ehe- und Familienpastoral

In den Jahren 1969/70 führte das Institut für Ehe- und Familienwissenschaft in Zürich im Auftrag der Fachkommission „Ehe und Familie“ des Seelsorgerates der Diözese Chur eine Umfrage durch, die die jetzige Situation und die künftigen latenten wie offenen Bedürfnisse der Ehe- und Familienpastoral ermitteln sollte. Es war die erste Umfrage dieser Art in der Schweiz und — soweit bekannt — auch im mitteleuropäischen Raum. Sie dürfte daher eine gewisse exemplarische Bedeutung haben. Weiter wollte man die Wirkung theologischer, kirchenrechtlicher und moralischer Konzeptionen prüfen, die pastoralkritischen Tendenzen herausfinden und Sicherheit darüber gewinnen, ob und in welchen Punkten das angenommene Gefälle zwischen Lehre bzw. Recht und Pastoral sich verifizieren läßt („Situation der Ehe- und Familienpastoral in der Diözese Chur: Arbeitsbericht, Ergebnisse, Folgerungen“, Zürich 1970).

Die Umfrage ging in einem Dreischritt vor: statistische Erhebung in allen 337 Pfarreien der Diözese

Chur, bei allen acht Ordinariaten und selbständigen Generalvikariaten der Schweiz, ein Befragung aller 572 aktiven Seelsorger der Diözese und von rund 2000 Ehepaaren. Von den Ordinariaten antworteten sieben (87,5%), von den Pfarrern 184 (56,4%), von den anderen Seelsorgern 253 (44,2%). Von den an Ehepaare versandten Fragebogen kamen 481 (25,89%) zurück. Zusammen mit Antworten von einzelnen Ehepartnern und aus Eherunden ergab sich eine Gesamtzahl erfaßter Ehepaare von 949.

Technische Daten

War die Befragung von Pfarrern und Seelsorgern eine Totalerhebung, so suchte man die Repräsentativität der Ehebefragung durch folgende Auswahlkriterien zu gewährleisten: Wenigstens ein Ehepartner mußte katholisch sein, das sozial-kulturelle Gefälle (vom Bergdorf bis zur Großstadt) sollte eingefangen werden. Dafür eignete sich die Diözese Chur besonders gut. Gezielte Stichproben soll-

ten eine Deutung der Ausfallquote nicht beantworteter Fragen ermöglichen. Die Gemeinden wurden ausgewählt nach Berufs- und Konfessionsstruktur und nach dem Grad der Urbanisierung der Region. Der sozial-ökonomische Schlüssel hielt sich an die Grundkategorien „Stadtgebiet“, „Industriegebiet“, „bäuerliches Gebiet“. Eine negative oder positive Affektbeziehung zur Kirche suchte man dadurch auszugleichen, daß sich die „standardisierten Antwortmöglichkeiten in beiden Richtungen die Waage“ hielten. Der einzelne „Teilnehmer“ wurde durch einfaches Zufallsverfahren ermittelt.

Man wählte die schriftliche Befragungsform, wobei „bewußt“ der „voraussichtliche Nachteil“ in Kauf genommen wurde, daß die an der Kirche Uninteressierten oder sie bewußt Ablehnenden u. U. ganz ausfielen. Daher empfahl das durchführende Institut selbst ergänzende, regional aufgegliederte Stichproben in mündlichen Interviews.

Die statistische Erhebung bei allen Pfarreien sollte die Zahl der Katho-